MICHAEL HAGNER

Wissenschaftssprache

Als im Sommer 1931 in Bern der erste Internationale Kongress für Neurologie stattfand, gab es vier offizielle Konferenzsprachen: Englisch, Französisch, Deutsch und Italienisch. Auch damals waren die Neurologen keineswegs polyglott, und dementsprechend gab es ein Heer von Übersetzern, die alle Hände voll zu tun hatten. Solche Zeiten sind glücklicherweise vorbei. Das Englische ist bekanntlich die dominierende Sprache in den Naturwissenschaften, und daran dürfte sich in den nächsten Jahrzehnten wohl kaum etwas ändern. Insbesondere in den Naturwissenschaften – bei Sozialwissenschaften und Ökonomie bin ich mir nicht ganz so sicher – hat das auch keine nennenswerten Auswirkungen auf die epistemische Struktur dieser Wissenschaften.

Es hat sich immer wieder gezeigt, dass naturwissenschaftliche Erkenntnis sich mit einer skelettierten und standardisierten Sprache, die eben darin ihren Zweck erfüllt, gut verträgt. Es mag sein, dass englische Muttersprachler im Vorteil sind, wenn es um Forschungsanträge bei der EU in Brüssel geht, die noch am ehesten Elemente von Rhetorik und Metaphorik aufweist, die auch für den Nicht-Spezialisten verständlich sein sollten, doch in wissenschaftlichen Artikeln sind es physikalische oder chemische Formeln, mathematische Gleichungen und Beweise, Statistiken und Signifikanzen, in denen Forschungen kommuniziert werden. Und mehr noch: Genau das sind die Sprachen und Repräsentationsformen, in denen Naturwissenschaftler denken und arbeiten. Ohne ihre Formeln dürften Chemiker oder Physiker erhebliche Schwierigkeiten haben, überhaupt noch angemessen wissenschaftlich denken zu können – und damit ist über die Kommunikation innerhalb einer bestimmten Forschergemeinschaft noch gar nichts gesagt.

Bei den Geisteswissenschaftlern verhält es sich entsprechend. Man nehme ihnen die Sprache weg, und sie haben die gleichen Probleme wie ihre Kollegen aus den Naturwissenschaften. Wir bewegen uns hier nicht auf der Ebene der Vermittlung des wissenschaftlichen Wissens, sondern auf der Ebene des Denkens und Explorierens, des Suchens und Versuchens. Physiker vermögen ohne

die Palette der ihnen zu Gebote stehenden mathematischen Mittel das physikalische Denken nicht mehr zu verkörpern. In den Geisteswissenschaften verkörpert die Sprache ein historisches oder philosophisches Denken, in der Sprache schleichen sich Ideen von der Seite unbemerkt an, treffen einen bisweilen aber auch unerwartet frontal von vorn oder lassen sich nur mühsam an Bord bringen wie ein verhaktes Fischernetz.

Geisteswissenschaftliches Denken hängt also von einem angemessenen Einsatz der Sprache ab, und ich halte es für unwahrscheinlich, dass die meisten von uns das in mehreren Sprachen exerzieren können. Nun haben wir es mit immer noch lauter werdenden Forderungen zu tun, auch in den Geisteswissenschaften möglichst viel auf Englisch zu veröffentlichen, mit dem im Prinzip schönen Argument, dann könnten auch diejenigen, die nicht die jeweilige Sprache, sei es Deutsch oder Schwedisch, beherrschen, einen Artikel lesen. Noch wichtiger aber, und das ist nicht mehr so schön, ist der Umstand, dass bei englischer Monokost mithilfe von Impact-Faktoren und Rankings auch diejenigen, die nichts von der Sache verstehen oder keine Zeit und Lust haben, die oben angesprochenen Denkwege zu verfolgen, sich schnell eine Meinung über die geleistete Arbeit bilden können. Es ist keine Frage, dass es sich hier um ein neues Kontrollinstrument des new public management handelt, denn natürlich sind solche Quantifizierungen kein Selbstzweck, sondern es gilt: management follows measurement. Und diese Entwicklung erachte ich für eine gewaltige Krise der Urteilskraft, deren Folgen noch gar nicht abzusehen sind. Wenn das Urteil, das sich auf Kenntnis stützt und mit Argumenten rechtfertigt, ersetzt wird durch Rankings, dann ist das ein epochaler Wandel von Kulturtechniken und epistemischen Werten.

Damit keine Missverständnisse entstehen: Die Bedeutung der englischen Sprache möchte ich überhaupt nicht in Frage stellen. Wer ohne Englisch auszukommen meint, setzt sich der Gefahr eines vermufften Denkens aus, von mangelnden Kommunikationsmöglichkeiten ganz zu schweigen. Aber was ist im umgekehrten Falle, wenn alles auf das Englische hinausläuft? Ich sehe hier vor allen Dingen zwei Gefahren:

Erstens einen wissenschaftlichen Monolingualismus, genauer: den Absolutismus einer Lingua franca, der zur Verarmung des wissenschaftlichen Denkens führt. Schon jetzt kann man sehen, wohin Publikationen, die überhaupt nur noch englischsprachige Titel zitieren, führen. Sie sind hochprofessionell, gut recherchiert, mehr oder weniger klar geschrieben, aber sie haben einen schwerwiegenden Mangel: Sie sind Ausdruck einer Hyperprofessionalität, die eine direkte Folge des Monolingualismus ist. Diese monolinguale Hyperprofessionalität heißt in erster Linie, Denkstile und Wissenskulturen anderer

Sprachen nicht mehr wahrzunehmen, und das bedeutet einen Verlust von Welthaltigkeit und gedanklicher Generosität.

Zweitens, und hier kann ich leider nicht ins Detail gehen, möchte ich vermuten, dass eine Sprache insgesamt verarmt, wenn es in ihr keine wissenschaftliche Prosa mehr gibt. Die deutsche Sprache beispielsweise ist auch durch Autoren wie Jakob Burckhardt, Sigmund Freud oder Ludwig Wittgenstein geprägt worden. Wenn die Geisteswissenschaften der Zukunft nicht mehr in der jeweiligen Landessprache präsent sind, führt das zu einer unweigerlichen Entfremdung der Wissenskultur von anderen sozialen, politischen und kulturellen Bereichen.

Kurzum: Nichts gegen eine dominante Konferenz- und Kommunikationssprache, aber wenn die Geisteswissenschaften weiterhin teilhaben wollen an einer differenzierten Erkundung der Welt und unseres Lebens und sich nicht in ein simpel gestricktes Schema einspannen lassen wollen, so sollten sie eines ihrer notwendigsten und wirkungsvollsten Instrumente, die Sprache als Verkörperung des Denkens, nicht aus der Hand geben.

DEUTSCHE AKADEMIE FÜR SPRACHE UND DICHTUNG

Jahrbuch 2011

Sonderdruck

WALLSTEIN VERLAG